

Die Geschichte einer Adoption

Autor(en): **L.O.T.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **84 (1980)**

Heft 4-5

PDF erstellt am: **20.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-317951>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Geschichte einer Adoption

Moderne Auffassungen

Seit dem 1. April 1973 ist *das neue Adoptionsgesetz* (Bundesgesetz vom 30. Juni 1972 über die Änderung des Schweizerischen Zivilgesetzbuches – Adoption) in Kraft. Seine Bestimmungen sind sehr modern und bezwecken, die Beziehung zwischen Adoptiveltern und Adoptivkindern auch rechtlich zu einem vollen Eltern–Kind-Verhältnis zu erheben. «Anders» als im Normalfall bleibt da eigentlich fast nur das Biologische. Das langsam aus der Praxis herausgewachsene Gesetz entspricht wohl weitgehend heutiger Auffassung, aber es ist sehr «total» in der Wirkung, unwiderruflich und schicksalhaft. Ebenfalls den Charakter kühnen Wagnisses hat eine neue Vorstellung von der Adoption, die an Boden zu gewinnen scheint: In Nr. 4/1973 der Zeitschrift «Schritte ins Offene» ist eine ganz ungewohnte Sicht der Freiheit um die Methoden der Empfängnisverhütung und der Adoption aufgezeigt. Ein junges Ehepaar wird in den Slums von Chicago mit Kinderelend konfrontiert. Später hört es von der Bewegung «Terre des Hommes». Medizinische Gründe, nicht noch eigene Kinder zu haben, gibt es zwar für dieses Paar nicht. Zunächst überwiegt denn auch die schöpferische Freude, ein zweites eigenes Kind hervorzubringen. Aber dann tritt der Adoptionsgedanke ganz stark in den Vordergrund, und das Elternpaar nimmt ein in Vietnam geborenes Bübchen als dritten Sohn auf. Die Mutter schreibt auch, dass sie eine Zeitlang mit dem Wunsch gekämpft habe, möglichst bald wieder berufstätig zu werden. «Das Lebensrecht des Kindes, das irgendwo in einem vietnamesischen Waisenhaus auf uns wartete, wog schwerer als dieser Wunsch.» All das zu hören, ist für unfreiwillig kinderlose Paare, in denen ein erster schüchterner Gedanke sich der Frage «Adoption?» zuwenden möchte, recht verwirrend. Es wird auch nicht einfacher, wenn sie in der Presse auf der einen Seite lesen, Adoption bedeute eine echte Alternative zum Schwangerschaftsabbruch, und auf der anderen, es sei für adoptionswillige Menschen immer schwieriger, ein Kindlein zu finden (Pille!). «Kinder gibt es genug, und potentielle Adoptiveltern auch», hörte ich einmal eine erfahrene Fürsorgerin sagen, «die Schwierigkeit liegt in der Verteilung.»

Eltern fallen nicht vom Himmel

Es fragt sich, ob nicht *mehr* kinderlose Ehepaare den Elan fänden, ein Kleines zu sich zu holen, wenn sie inne würden: Eltern fallen nicht vom Himmel. So oder so muss man in die Mutter- und Vateraufgaben hineinwachsen. Ich meine, zum Adoptieren braucht man nicht nur das Vertrauen der Umgebung und manchmal ein wenig ermutigende Vorschusslorbeeren von den in diesem herrlichen Abenteuer wichtigen Begleitpersonen (Arzt, Pfarrer, Fürsorgerin, Vormund, Behörden), sondern auch Durchsetzungswillen und eine Art von – ich kann es nicht anders ausdrücken – fröhlichem, ver-

trauensvollem Egoismus. Altruistische Motive sind etwas sehr Schönes, aber man sollte sich nicht beunruhigen, wenn sie am Anfang noch von viel anderem überlagert werden. Die psychische Bewältigung der Probleme erfordert ganz einfach ihre Zeit. Das tönt alles sehr theoretisch. Besser erzähle ich, wie das bei uns war, obschon dieses Weitergeben ein Stück Selbstpreisgabe darstellt und ein bisschen Überwindung kostet.

Nächstenliebe stand nicht im Vordergrund

Nachdenklich versetze ich mich zurück in die Zeit vor zwölf Jahren, als der Arzt mir nach und nach schonend zu erklären versuchte, uns würde Kindersegen versagt bleiben. Ich begriff nicht oder wollte nicht begreifen, aber ich sass alle paar Wochen wieder in der mir so sattsam bekannten Praxis: verzweifelt, rebellisch, anklagend, trotzig und uneinsichtig. So vieles drehte sich mir unentweg peinigend im Kopf herum – ich war kaum mehr fähig, etwas andere zu überlegen: Hatte ich etwa geheiratet, um mit meinem Mann allein zu bleiben? Jeder Baum blüht, er trägt Früchte, und dann stirbt er. Ich werde überhaupt nicht sterben können – ich habe kein Kind geboren. Was ist der Sinn einer kinderlosen Ehe, wenn schon in der Bibel steht, der Mensch solle fruchtbar sein und sich mehren (Dieser eine, aus dem Zusammenhang gerissene Satz besass für mich eine fatale Zählebigkeit. Der Begriff «Übervölkerung» war damals noch keineswegs in aller Leute Mund!) Eines Nachmittags argumentierte ich in der Sprechstunde besonders bitter: «Kinderlosigkeit – das ist soviel wie dreifacher Tod, einmal jetzt, einmal zwischen Vierzig und Fünfzig, und wenn man stirbt, bleibt überhaupt nichts, rein nichts von einem zurück.» Wenn der Arzt nun einen frommen Spruch geäussert oder gar auf das ewige Leben hingewiesen hätte, wäre ich in Tränen ausgebrochen. Aber er tat nichts dergleichen. Er stand nur ruhig auf, drehte sich zum Fenster und schaute in den Garten. Dann sagte er langsam: «Wenn mir bei einer Geburt, nachdem ich alles Menschenmögliche getan habe, so ein Kleines trotz allem Einsatz stirbt, überkommt mich immer das Gefühl, es habe mir jemand die Hand geführt.» Und er wandte sich wieder mir zu: «Da Sie aber gar so verzweifelt sind, sollten Sie schon adoptieren.» Nun war das gefürchtete Wort zum erstenmal gefallen. Ich reagierte sofort voll Auflehnung: «Das ist nicht dasselbe. «Natürlich nicht», antwortete mein Doktor, «aber es kommt auch mehr zurück, weil man auf mehr verzichtet.» Aufgewühlt ging ich nach Hause, und ich erinnere mich gut, wie ich unter der Tür des Sprechzimmers noch dachte: «Der hat gut reden, er hat daheim dreierherzige Buben.»

Unser erstes Kind «erwarteten» wir nur vierzehn Tage

Aber die Anregung sass. Sie liess mich nicht mehr los, und der ausserordentliche Gedanke packte allmählich auch meinen Gatten, obschon – ich zitiere wieder unseren Arzt – «das Kind für den Mann nicht so wichtig ist.» Ich schloss die gynäkologische Literatur (in den letzten Jahren und Monaten hatte ich nicht nur über Zeugung und Geburt, sondern auch über Insemination, Retortenkinder und andere futuristische Projekte gelesen, was immer ich irgendwo hatte entdecken können) in den Schrank und beschaffte mir von Fachleuten verfasste Büchlein über Adoption. Ich lernte vieles und brauche nicht näher darauf einzugehen; denn diese Schriften sind jedermann zugänglich. Allerdings konnte ich mich nie zu der dor

geforderten Selbstlosigkeit durchringen. Da stand zum Beispiel ungefähr, wer hinsichtlich des Geschlechtes besondere Wünsche habe, sei nicht reif für ein Kind. Ich empfand diese Behauptung als sehr hart, und auch der Arzt hatte eine mildere Einstellung. Er lachte: «Geben Sie Ihren Gefühlen nach. Wenn man auf Ihre Neigungen eingeht, ist viel gewonnen. Denn das wird Ihnen die Beziehung zum Kind erleichtern.»

Wir meldeten uns also bei einer Vermittlungsstelle an und reichten alle Unterlagen ein (welch ein Papierkrieg!). Dann bekamen wir unser erstes Kind binnen vierzehn Tagen. Das stellte unsere Beweglichkeit und unsere Entschlussfähigkeit auf eine ziemliche Probe. Die Verwandtschaft war begeistert, und die allgemeine Zustimmung zu unserem Vorhaben trug uns über noch bestehende Unsicherheiten hinweg. Linda war *mein* Kind vom Moment an, wo ich sie zum erstenmal in den Armen hielt, und mit Susanne, dem zweiten Meiteli, ging es mir nicht anders. Auch mein Mann fand sich sehr schnell in seine Rolle, und wenn die neue Situation Diplomatie verlangte, zeigte er Humor und Schlagfertigkeit. Manchem Redeschwall über «die reizenden Kleinen» und das «gute Werk», das wir an ihnen täten, mussten wir höflichkeitshalber standhalten. Diese teilnahmsvollen (oder neugierigen?) Leute konnten nicht ahnen, dass das Band, welches Eltern und Kinder in Liebe vereint, keine einseitige «Leistung» der Erwachsenen bedeutet; die Kinder schlingen es unbefangen als liebliche und beglückende Fessel.

Geschenk und Wunder

Für beide Töchterchen richteten wir ein schönes Tauffest aus (sie kamen ungetauft zu uns). Ich habe – wohl aus Aufregung – völlig überhört, was der Pfarrer bei Linda, dem älteren kleinen Mädchen, ausser den Worten, die unmittelbar zum Taufritus zählten, noch sprach. Aber bei Susanne war es: «Und wer ein solches Kind um meines Namens willen aufnimmt, der nimmt mich auf.»

Es folgten köstliche, erfüllte Jahre, und ich hoffe, es gesellen sich noch ein paar dazu, bevor wir unsere Kinder ins Leben entlassen müssen. Die Pubertät der Mädchen steht vor der Tür – wird sie schwieriger sein als in anderen Familien? Bis jetzt haben wir uns keiner Adoptivelternvereinigung angeschlossen, wo man solche Fragen anpackt. Zwar wurden wir wiederholt eingeladen, aber wir wollten unsere Ausnahmesituation nicht überbetonen. Dagegen pflegen wir regen Kontakt mit «normalen» Vätern und Müttern. Manchmal, wenn ich an einem Elternabend sitze, überfällt mich jähes, überglückliches Erschrecken: Wir sind keine Aussenseiter, wir haben teil an der Fülle und Würde, am Reichtum und an der gesegneten Mühsal der Elternschaft! Vielleicht sind wir durch die Kinder, die übrigens das Wissen um ihr Adoptiertsein mit uns teilen dürfen (und müssen), sogar ein wenig grosszügiger und selbstloser geworden. Ich bin voll scheuer Ahnung, dass das Wort «Und wer ein solches Kind um meines Namens willen aufnimmt ...» die reine Wahrheit ist. Aber das gehört zum Wunder in unserem Leben, und das kann ich nicht erklären.

L.O.T.